

Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik

Sturm, Gabriele

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sturm, G. (2001). Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik. In A. Satilmis, & T. Jacobs (Hrsg.), *Feministischer Eigensinn: Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft* (S. 91-104). Hamburg: Argument Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58491-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gabriele Sturm

Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik

Politikwissenschaft richtet ihr disziplinäres Augenmerk auf gesellschaftliche Akteure und politische Institutionen sowie deren Beziehungen zueinander, durch die Macht- und Herrschaftsverhältnisse Gestalt annehmen. Wie weitreichend sich Politikwissenschaft in Deutschland dabei immer noch als männer- und männlichkeitsorientierte Disziplin darstellt, präsentieren Ingrid Kurz-Scherf (2001) und Birgit Sauer (2001) eindrücklich. Wenn also die Zweigeschlechtlichkeit von Politik in der Fachdisziplin kaum rezipiert wird, um wie viel geringer ist dann die Chance, dass die für die Wissenschaft wesentlich grundlegendere Kritik feministischer Wissenschaftlerinnen an den Kernvorstellungen der Theoriebildung Gehör findet. Dies betrifft allerdings nicht nur die Politikwissenschaft, sondern nahezu alle wissenschaftlichen Disziplinen, obwohl in Kreisen der Wissenschafts- und Wissenstheoretiker/innen ein Umdenken eingesetzt hat: So verweist z.B. Jürgen Ritsert auf „eine ausgeprägte Tendenz [...], Zusammenhängen zwischen Wissenschaftslogik und Wissenschaftsgeschichte nachzugehen“ (1996: S. 226) und führt als Beispiel für die neue empirische Wissenschaftssoziologie die Arbeiten von Loren Graham und Helen Longino an (ebd.: S. 340ff).

Der nun folgende Text ist über weite Teile identisch mit einem Vortrag¹, der als Zielgruppe nicht nur KollegInnen aus der Politikwissenschaft ansprechen sollte. Es werden jedoch solch zentrale Konstruktionen abendländischer Wissenschaften thematisiert, dass sie das Denken jeglicher Fachdisziplin und damit auch der Politikwissenschaft herausfordern sollten. Formuliert habe ich den Text als Soziologin, die sich schwerpunktmäßig mit Methoden der empirischen Sozialforschung und folglich auch mit Methodologie beschäftigt. Da derzeit in den scientific communities der Sozial-

¹ „Kernthemen feministischer Wissenschaftskritik“ im Interdisziplinären Kolloquium des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Philipps-Universität Marburg am 6. November 2000.

und Gesellschaftswissenschaften eine tiefgreifende Verunsicherung sowohl hinsichtlich der bislang verfolgten theoretischen Leitkonzepte als auch hinsichtlich der angemessenen Forschungsmethoden diskursfähig wird, geraten erkenntnistheoretische Grundsatzüberlegungen wieder verstärkt in die Auseinandersetzung. Die Forschungsdiskurse feministischer Wissenschaftlerinnen sind daran nicht unerheblich beteiligt.

Um zum Ende der hier ausgeführten Überlegungen zu aktuell formulierten herausfordernden Thesen feministischer Wissenschaftstheoretikerinnen zu gelangen, stelle ich zunächst sehr kurz unter Verweis auf einen Vortrag von Regina Becker-Schmidt vor, welche wissenschaftliche Position mit der Kennzeichnung ‚feministisch‘ versehen wird – und positioniere mich damit selbst. Ausführlicher beschäftige ich mich sodann mit zwei Begriffen, die m.E. in der Wissenschaftsgeschichte als Kernvorstellungen zum Tragen gekommen sind: Zum einen geht es um Naturvorstellungen und zum anderen um Identitätslogik. Die abschließend rezipierten Forschungsfragen aktueller feministischer Theoriebildung bleiben thesenhaft, um zum Weiterlesen anzuregen bzw. – wie im Titel angedeutet – das bisherige eigene Denken zu provozieren.

Kriterien für feministische Wissenschaft

Unter dem Druck der Neuen Frauenbewegung öffneten sich in Deutschland in den 70er Jahren zunächst die gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen einer Neufokussierung ihrer Themenfelder unter dem Schlagwort „Frauenforschung“. Frauenforschung wird seither

„als Oberbegriff für alle Untersuchungen verstanden, die die Bedeutung des Einflussfaktors ‚Geschlecht‘ in der Wissensproduktion, in der Gestaltung von sozialen Welten, in der Ausrichtung von Diskursen thematisieren und dabei die gesellschaftlich vernachlässigten Interessen von Frauen ins Spiel bringen. Gegen die Geschlechterforschung lässt sie sich folgendermaßen abgrenzen: Sie konzentriert sich auf die Angehörigen der weiblichen Genus-Gruppe, um zum einen die gesellschaftliche Relevanz ihrer Erfahrungen und ihres Wissens herauszuarbeiten; um ihre Rolle in der Kulturgeschichte und Wissenschaftsentwicklung wider alles Vergessen in Erinnerung zu bringen. Zum anderen deckt Frauenforschung die Diskriminierungen und die Mechanismen der Marginalisierung auf, welche Frauen zugemutet wurden und werden. Des weiteren geht sie Phänomenen nach, die mit Zuschreibungen von ‚Weiblichkeit‘ zu tun haben“ (Becker-Schmidt 1999: S. 1f).

Je nach den die Analysen begründenden Referenzsystemen oder nach politischer Opportunität wurden später die Bezeichnungen Geschlechterforschung oder Geschlechterverhältnissforschung präferiert. Parallel dazu bezeichneten sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als „feministisch“. Dieser Begriff

„wurde im vorigen Jahrhundert geprägt, um die emanzipatorischen Impulse in politischen und wissenschaftlichen Strömungen zu charakterisieren, die von Frauen gesetzt wurden. Bis heute ist ‚feministisch‘ ein Synonym für ‚kritisch‘ geblieben, kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden oder einseitig männlichen Sichtweisen, sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind. Die Dekonstruktion wissenschaftlicher Mythen ist demzufolge ebenso Sache des Feminismus wie die Auseinandersetzung mit soziokulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die soziale Ungleichheit, Unfreiheit und Diskriminierung entlang der Trennlinie ‚Geschlecht‘, aber auch der von Klasse und Ethnie hervorbringen oder befestigen. ‚Feminismus‘ ist also keine Weltanschauung, sondern eine Option für Aufklärung, die über Geschlechterfragen hinausgehen kann. Die erkenntnistheoretischen, methodologischen und inhaltlichen Innovationen feministischer Forschung können Transfercharakter für Gegenstandsbereiche auch jenseits der Frauenforschung haben und umgekehrt nimmt feministische Forschung wissenschafts- und gesellschaftskritische Problematisierungen aus anderen Strömungen zur Konturierung ihrer eigenen Positionen auf“ (ebd.: S. 1).

Sofern es also um die Art und Weise des Denkens geht oder im Verhältnis von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt die eigene Vergeschlechtlichung zur wissenschaftlichen Selbstreflexion gehört, sprechen vor allem Vertreterinnen und Vertreter der Geistes- und Naturwissenschaften von feministischer Wissenschaft.

Rekonstruktionen der Wissenschaftsgeschichte

Nach dieser knappen und hochverdichteten Klärung meiner Ausgangsbedingungen will ich mich der Kritik von feministischen Wissenschaftlerinnen an der tradierten Wissenschaft nähern. Dazu habe ich verschiedene Dekonstruktionsanalysen von Wissenschaftlerinnen zu zwei grundlegenden Konzepten abendländischer Kultur gesichtet und versuche, diese hier zu pointieren. Es geht um die Begriffe Natur und Identität – wobei ich deutlich auf die interpretierende Reduktion meiner Darstellung hinweise.

Einer Rekonstruktion der Wissenschaftsgeschichte unter Beachtung des implizierten Geschlechterverhältnisses haben sich in den vergangenen 20

Jahren insbesondere amerikanische Philosophinnen gewidmet. Hervorhebend sind zu nennen: Sandra Harding, Evelyn Fox Keller (als mathematische Biophysikerin) und Carolyn Merchant, deren Hauptwerke auch in deutscher Übersetzung vorliegen. Insbesondere Carolyn Merchant weist in ihrem 1980 erschienenen Buch „Der Tod der Natur“ nach, dass schon während der Renaissance der ökologischen Krise von heute der Weg gebahnt wurde. Ihrer Argumentation möchte ich für diesen Aspekt folgen. Schon vor Beginn der Neuzeit hatte sich mit der Philosophie Platons eine hierarchische Dichotomisierung der Welt etabliert. Diese hatte die Natur als weibliches Prinzip, als passive und rezeptive Materie in einen Gegensatz zum Geist als männliches Prinzip, als aktive und bewegende Kraft gesetzt. Vor allem wurde in diesem Dualismus die Physis untergeordnet und die körperlose Idee bevorzugt! Dennoch hatte bis zum 16. Jahrhundert in okzidentalischen Kulturräumen ein animistisches Bild von Natur gegenüber einem Nutzungsansatz überwogen. In Europa wurde bis ins Mittelalter der Zusammenhang von Ich, Gesellschaft und Kosmos im Bild des Organismus gesehen. Dass unter der Organismusmetapher ein ganzes Spektrum von philosophischen und politischen Alternativen entstand, bietet kein Hindernis, all diese Weltansichten unter der Rubrik „organisch“ zusammenzufassen. Deren leitende Metaphorik bestand aus einem Doppelbild der Natur: Zum einen das der Erde als nahrungsspendende, freundliche, wohltätige Mutter in einem planvoll geordneten Universum; zum anderen das der wilden, unbeherrschbaren Natur, die gewalttätiges Chaos hervorbringt. Während das erste Bild den Menschen Ehrerbietung abverlangte und sie von Eingriffen in den lebendigen Organismus oder vor dessen Beraubung zurückhielt, rief die zweite Metapher das Interesse an Naturbeherrschung wach. In dem Maße, in dem die Gesellschaften den Prozess der Kommerzialisierung und Industrialisierung vorantrieben, war eine Verschiebung der leitenden Metaphorik unumgänglich. So verschwand allmählich die Vorstellung von der Erde als Nährerin in einer organischen Welt. Prägend wurde die Vorstellung von Natur als Störung und Gesetzlosigkeit, deren sich die 'Menschheit' zu bemächtigen hatte.

Laut Carolyn Merchants Analyse war mit dem Zerfall des Feudalismus und der Expansion der Europäer in neue Welten und auf neue Märkte die Diskrepanz zwischen technischer Entwicklung und organischer Metaphorik im 16. und 17. Jahrhundert so groß geworden, dass ein neuer Wertekodex dem Aktionsrahmen angemessen werden musste. Dies ist das Geburts-

jahrhundert der neuen Wissenschaft der Mechanik als Vorläuferin einer modernen Wissenschaft. Die neuen kognitiven Strukturen der Wissenschaft, auf die ich gleich noch genauer eingehen werde, fanden auf zwei Ebenen Unterstützung: Zum einen, weil sie eine Basis für den Kampf gegen die Vorherrschaft der politischen und geistigen Autoritäten des Feudalismus schufen. Zum anderen, weil mit dem vorindustriellen Kapitalismus – ich denke dabei insbesondere an die fortgesetzte Akkumulation und die Verbreitung der Geld- und Marktwirtschaft – das Interesse an permanenter Ertragssteigerung durch effizientere Technologien und einzuschränkende Subsistenzproduktion ins schier Unermessliche wuchs.

Bevor ich mich näher auf eine Diskussion der Denkstrukturen neuzeitlicher Wissenschaft einlasse, will ich zunächst noch beschreiben, was die eben dargestellte Werteverchiebung bezüglich weiblicher Natur für die Frauen jener Zeit bedeutete: Carolyn Merchant beschreibt, wie auf unterschiedlichen Ebenen das Bedürfnis wuchs, Natur zu unterwerfen und zu kontrollieren. So wie die Erde zunehmend als chaotisch erlebt wurde und damit zur Beherrschung herausforderte, so wuchs zugleich der Wunsch, Frauen zu disziplinieren, von denen man glaubte, dass sie wegen ihrer Gebärfähigkeit der Natur näher stünden als Männer. Aufgrund dieser größeren Naturnähe wurde Frauen ein stärkerer Sexualtrieb unterstellt und damit implizit die Nähe zum Teufel proklamiert. So nährte sich die Hexenverfolgung aus der Angst, dass die unkontrollierte Seite der Natur die Oberhand gewinnen könnte.

Die Herabwürdigung der Frau und des Animalischen auf eine mindere Stufe menschlichen Lebens beruhte auf dem Dualismus von Natur und Kultur, der nicht nur für die geisteswissenschaftlichen Fächer prägend wird, sondern auch ein entscheidendes Moment beim Aufschwung der westlichen Zivilisation auf Kosten der Natur bedeutet. Männer gehören laut neuer Weltordnung zur Kultur-Ebene – Frauen, Natur und Kolonien wurden so zugerichtet, wie sie an ihrem „natürlichen“ Platz zur Ausbeutung bereitzustehen hatten. Königinnen wie Handwerkerinnen oder gar Wissenschaftlerinnen und sogar Hebammen wurden als Umkehrung der natürlichen Ordnung angefeindet und waren mit der Aufklärung weitestgehend von der Bildfläche verschwunden. Die Folgewirkungen dieses Prozesses sind bis heute deutlich! So fordert Carolyn Merchant:

„Wenn Natur und Frauen, Indianer und Schwarze aus den Fesseln dieser Ideologie befreit werden sollen, bedarf es einer radikalen Kritik der Grundkategorien ‚Natur

und Kultur‘, die alle wissenschaftlichen Fächer begrifflich strukturieren“ (1987, S. 160).

Mit der Wissenschaftsentwicklung hat sich insbesondere Sandra Harding beschäftigt: Seit der Institutionalisierung moderner Wissenschaften in Europa zum Ende des 17. Jahrhunderts sind die Wissenschaften intra- und interdisziplinär starken Arbeitsteilungen unterworfen. Vor allem werden seither kognitive von gesellschaftlichen Zielsetzungen getrennt. Die moderne Kosmologie ist geprägt vom Atomismus, Wertfreiheit und der experimentellen Beobachtung. Der Atomismus zerlegt Natur in kleinste Teilchen passiver, träger Materie, die nur durch von außen wirkende Kräfte miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Während die organistische Sichtweise der Natur eigene Werte und Interessen und eine interne Zweckorientierung zuschrieb, sprachen die Nachfolger des Kopernikus (†1543) von primären und sekundären Qualitäten der Natur, wobei erstere reliabel und objektiv zu messen sein müssen und letztere als subjektiv abgetan werden können. Zugleich wird mit dem Postulat der Wertfreiheit behauptet, es gäbe keine der Natur inhärenten Werte. So wurde die eng definierte, positivistisch deklarierte Methode zum mächtigsten Symbol für die neue Wissenschaft und zum Herrschaftsinstrument. Insgesamt

„findet die Fortschrittlichkeit sich in jenen Charakterzügen, die ein Abbild dessen sind, was im Westen als männlich begriffen wird: soziale Autonomie, Überschreitung des gesellschaftlich Konkreten und Besonderen, epistemische und moralische Entscheidungsbefugnis auf der Grundlage unparteiischer Methoden, Regeln und Gesetze“ (Harding 1990: S. 249).

Es stellt sich somit die Frage, ob das Zwei-Welten-Universum der Antike sich in neuzeitlicher Wissenschaft nicht nur in modernerer Form und extrem gesteigerter Effektivität präsentiert? Zumindest die feministischen Wissenschaftskritikerinnen sehen die Geschlechterordnung im wissenschaftlichen Forschungsprozess abgebildet, mit der Natur in Metaphern der Weiblichkeit beschrieben und dem Forschungsvorgang „als angemessene Tätigkeit zur Konsolidierung und Aufrechterhaltung männlicher Geschlechtsidentität“ (ebd.: S. 257).

Für die Naturwissenschaften hatte Evelyn Fox Keller ähnliche Überlegungen bereits 1985 spezifiziert, die ich in drei zentralen Punkten darlegen will:

- Jegliche Wissenschaft – also auch die Naturwissenschaften – sind eine soziale Tätigkeit, ein gesellschaftliches Unternehmen. Sowohl das Ge-

schlecht als auch die Wissenschaft sind gesellschaftliche Kategorien, die anhand von Entstehungsprozessen erkennbar werden. Charakteristika entwickeln sich anhand von Ausgrenzungsprozessen, die in der modernen Wissenschaft spezielle Dualisierungen und Spaltungen verfestigten: wir sind daran gewöhnt, in entsprechenden Schwarz-Weiß-Bildern zu denken – Verstand versus Liebe, objektiv versus subjektiv, öffentlich versus privat, Licht versus Finsternis etc. Hinter allem steht implizit die Zuordnung zu Männlichkeit versus Weiblichkeit. Für diese Struktur prägt Evelyn Fox Keller den Begriff des „Wissenschaft-Geschlechter-System“s.

- Älteren Wissenschaftsformen, wie der Alchemie, dem Animismus oder der Astrologie, wurde vorgeworfen, subjektiv insofern zu sein, als nur das Innenleben des Menschen auf Natur projiziert worden sei. Evelyn Fox Keller stellt daneben ihre These, wonach heutige Wissenschaft die eigene innere Leere, die Wahrnehmung als getrenntes und autonomes Wesen, desinteressiert und entfremdet auf ihren Erkenntnisgegenstand projizieren. Die Naturwissenschaften speziell übertrügen die Erfahrungen einer Minderheit weißer Mittelschicht-Männer auf Natur.
- Dagegen setzt sie die Erfahrungen der Differenz, verstanden als Vielfalt, Verschiedenheit, Nichtausgrenzung von „anderen“ Erfahrungen oder „unpassenden“ Beobachtungen. Die Anrufung der Objektivität setzt sie gleichbedeutend mit der Abschaffung der Verantwortlichkeit, worin eben auch ihre Popularität begründet liege.

Evelyn Fox Keller rückt dem Objektivitätsproblem mit der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie (vgl. z.B. Arbeiten von Nancy Choderow oder Dorothy Dinnerstein) zuleibe, wodurch sie die angestrebte größtmögliche Entfernung des Subjekts von einem Objekt speziell für Männer aufgrund ihrer Sozialisation als „lebensnotwendig“ erklärt und nachweist, warum ihnen somit erschwert wird, die Erfahrungen von Welt und Natur als mit ihnen verbunden wahrzunehmen. Gegen diese Folgerungen aus männlicher Vergeschlechtlichung entwirft sie die Idee einer „dynamischen Autonomie und Objektivität“. Diese sind geprägt durch das Bewusstsein der Verbundenheit mit den anderen und der Natur genauso wie durch das der Veränderung aller Teilhabenden im Erkenntnisprozess. Soweit meine Rezeption von Evelyn Fox Keller.

Das mechanistische Weltbild der aufgeklärten Wissenschaften hat zu den bekannten Formen der Industrialisierung geführt. Die Vergesellschaft-

tung jeder einzelnen Frau findet somit während der vergangenen 200 Jahre sowohl – wie soeben am Naturbegriff belegt – auf der Ebene der Bilder und Vorstellungen statt als auch auf der Ebene des Erlebens und Handelns: Letztere zeigt sich in der Erwerbsarbeit durch mindere Akzeptanz weiblich konnotierter Tätigkeiten und in der Reproduktionsarbeit durch fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation. Die Grundlage dazu wird auf der Ebene der Wahrnehmung bzw. der Konstitution der eigenen Person gelegt durch Verinnerlichung „der“ minderwertigen und bösen Seite einer nur dichotom geordneten Welt. Zusammenfassend werden derartige Überlegungen heute mitgedacht, wenn von der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz bzw. Geschlechterhierarchie gesprochen wird: Die implizierten Dichotomisierungen wirken sich sowohl auf Geschlechterkonstruktionen als auch auf Naturkonzeptionen aus.

Wurden die Dekonstruktionen zum Naturbegriff vor allem von nordamerikanischen Philosophinnen vorangetrieben, so beruht der Diskurs um die Dekonstruktion des Identitätsbegriffes eher auf Arbeiten europäischer Historikerinnen und Kulturwissenschaftlerinnen. Dabei wird im Rahmen von Geschlechterverhältnisforschung das Augenmerk insbesondere auf die Veränderung der hierarchischen Geschlechterbeziehung gerichtet. Ein Beispiel sei hier kurz aufgezeigt: Während des Mittelalters bis zum Jahrhundert des Humanismus und der Reformation ist ein durch christliche Anthropologie geprägtes hierarchisches Ein-Geschlecht-Modell (Laqueur 1992) vorherrschend, in dem Mann und Frau von gleichem Fleisch sind, durch unterschiedliche Gottnähe bzw. -ferne jedoch in einem graduell, nicht essentiell hierarchischem Verhältnis zueinander stehen. Als komplementäres Verhältnis der Geschlechter betont es das Aufeinanderangewiesensein (z.B. Ökonomie des Ganzen Hauses). Erst durch die dynamischen und humanistisch-moralischen Facetten der Renaissance besteht die Gefahr, dass männliche Dominanz eventuell in Frage gestellt wird, woraufhin Gegenreformation samt Hexenverfolgungen und der Absolutismus als Gegenbewegung und zur Sicherung patriarchalischer Herrschaft zu verzeichnen sind.

Die sich während der geistig-historischen Epoche der Aufklärung und der bürgerlichen Revolutionen durchsetzenden Ideale einer wissenschaftlich zu begründenden, natürlichen Weltordnung verändern die Art der Hierarchisierung: Die mit der männlichen Herrschaftssicherung ablaufenden Distanzierungen in Zusammenspiel mit der Eroberung fremder Kulturen produzieren den Begriff des Anderen. Dieser setzt den weißen europäi-

schen Mann in Opposition zur heimischen Frau wie zum nicht-weißen Mann in der Fremde. Der Rückgriff auf göttliche Ordnung wird überflüssig, denn die Andersartigkeit wird als Natur begründet und als solche gegenüber dem männlichen Geist zur Minderwertigkeit. Aus der früheren Geschlechterkomplementarität wird die bis heute gültige Geschlechterpolarität (vgl. Duden 1999). Das damit einhergehende wissenschaftlich konnotierte Zwei-Geschlechter-Modell lenkt den sezierenden Blick von außen auf den geschlechtlichen Körper und blendet das bisherige Erfahren von innen weitestgehend aus (nicht nur hinsichtlich Körperbildern, sondern z.B. auch hinsichtlich Stadtbildern).

Gesichert wird diese Konstruktion bis heute durch ein bürgerlich-modernes Identitätskonzept. Die Wortwurzel von Identität bedeutet Einerlei / Ein-und-dasselbe-Sein. In Verbindung mit dem Wort Individuum, als dem Unteilbaren, Abgesonderten, spitzen sich beide Bedeutungen noch einmal zu: Das unteilbare Selbe wird zum End- und Angelpunkt, es ist mit sich selbst eins und von ihm geht alles aus. Das mit sich selbst identische Individuum entspricht seit dem 18. Jahrhundert dem Selbstentwurf des bürgerlichen Mannes. Von ihm aus gesehen wird alles, was nicht zu ihm gehört, zum ausgegrenzten Anderen, zum Nicht-Ich, das der Definitionsmacht des männlich beständigen, abgeschlossenen und selbstgewissen Subjektes unterliegt. In dieser Konstruktion wird das Weibliche als Nicht-Identisches ausgeschlossen – kann somit keine bürgerlich-moderne Identität gewinnen, sich nicht selbst bestimmen! Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp geben entsprechend für die Geltung des Weiblichen in der Gesellschaft drei aufeinander bezogene Dimensionen an (1987: S. 144f):

- Hinsichtlich der kulturellen symbolischen-repräsentativen Wertehierarchie ist Weiblichkeit gekennzeichnet durch diskriminierende Unterordnung und Minderbewertung, was eine Identifikation mit dem Mangel verlangt;
- hinsichtlich der regulativ-strukturierenden Dichotomisierung ist Weiblichkeit verwiesen auf die reduzierende Positionierung am Pol des Privaten, Naturhaften, Körperhaften und damit Nichtmännlichen, was in Bezug auf die soziale Stellung die Identifikation mit der deklassierten Rolle verlangt;

und schließlich – zum Ausgleich stilisiert –

- hinsichtlich der inhaltlich-materialen Bestimmung von Weiblichkeit ist es ihre sie auszeichnende Andersartigkeit, die eine Identifikation mit den Besonderheiten des Geschlechtes – z.B. mit Mütterlichkeit als vollendete Form der Weiblichkeit – verlangt.

An dieser identifizierenden und ausgrenzenden Logik, die dem europäischen Ordnungssystem innewohnt, hat sich die Frauenbewegung seit 150 Jahren in Auseinandersetzung um die Geschlechtsstereotypen abgearbeitet. Wurde in der Alten Frauenbewegung hauptsächlich gegen die Diskriminierung mittels Gleichheitsvorstellungen angegangen, analysierte die Neue Frauenbewegung dann vor allem die Reduzierung der Frauen durch die gesellschaftlichen Rollenzwänge und proklamierte Differenzvorstellungen mit eigener weiblicher Identität. Inzwischen ist deutlich geworden, dass die hierarchisierende Struktur der Zweigeschlechtlichkeit einschließlich der damit verknüpften zwangsweisen Heterosexualität nur in Frage zu stellen ist, wenn auch die Auszeichnung als weiblich oder männlich und der dem zugrundeliegende bürgerlich-moderne Identitätszwang aufgegeben werden.

„Nur wo Identisches und Nicht-Identisches zugleich gedacht werden, geraten die Verhältnisse in Bewegung, kommen Kräfte und Gegenkräfte zum Vorschein, werden Lernprozesse und Veränderungen vorstellbar“ (ebd.: S. 142).

Die aktuelle theoretische Diskussion um Geschlechterkonstitution plädiert deshalb ausgehend von der lebensweltlich verorteten Demonstration von Queer-Sein (vgl. Hark 1999) für Vielfalt und Aufhebung aller Dualisierungen. Dieses beinhaltet als Folge der Auseinandersetzung mit dem Faktum und den Elementen der Verschiedenheit die Einbindung wissenschaftlicher wie alltagspraktischer Entscheidungen in deren räumlichen und zeitlichen Kontext. Statt Gegenstände und Ereignisse als voneinander Getrennte nebeneinander zu stellen und allenfalls zu vergleichen, sollten sich zukünftige Konstruktionen nicht mehr auf die Definition von Einheiten und Eindeutigkeiten kaprizieren, sondern vor allem die Relationen zwischen den Gegebenheiten betonen. Solches verlangt u. a. die Reflexion und Veränderung der bislang dominierenden Rationalitäts- bzw. Vernunftkriterien (vgl. Kulke 1988).

Thesen und Forschungsfragen

In Zuspitzung dieser Darlegungen möchte ich nun im abschließenden Teil auf derzeitige zentrale Themen feministischer Wissenschaftsanalyse eingehen, wie sie Elvira Scheich 1996 in ihrer Einleitung zur Dokumentation der Tagung "Geschlechterdifferenz und Naturkonzepte in der Modern: Beiträge zur feministischen Theorie" (Hamburger Institut für Sozialforschung) zusammengestellt hat. Dazu formuliere ich nun Thesen mit dazugehörigen Fragestellungen:

- Geschlechterdifferenz / -hierarchie ist als durchgängiger Subtext der Wissenschaftsgeschichte zu sehen (vgl. ebd.: S. 9).

Zu fragen ist damit nach der gesellschaftlichen Herkunft der Bilder und Modelle, die z.B. soziale Ungleichheit als natürliche Differenz interpretieren und legitimieren. Dazu ist u. a. die politische Funktion von Naturwissenschaften zu berücksichtigen, da deren Konstruktionen aus patriarchalisch-hierarchischen Verhältnissen heraus entstanden sind und diese ihrerseits stützen: Die Modelle von Natur erscheinen neutral und verschleiern die implizierten Erkenntnisstrukturen. Auch mittels politikwissenschaftlicher Methodologien wird so ein Erkenntnismodell perpetuiert, das hierarchische Geschlechterbeziehung nachbildet, indem z.B. das Gebot objektiver Kontrolle und die Abwehr subjektiven Konstituierens nicht hinterfragt werden.

- Zwischen den historischen Erfahrungen von Frauen und der kulturellen Repräsentationsfunktion des Weiblichen besteht ein widersprüchliches Verhältnis (vgl. ebd.: S. 15).

Eine wünschenswerte Denaturalisierung der Geschlechter hat Konsequenzen für individuelle Körpererfahrungen, jegliche Kommunikation, sexuelle Reproduktion oder die soziale Organisation der Arbeitsteilung und des gesellschaftlichen Raumes. Damit ist auch in politikwissenschaftlichen Problemfeldern zu fragen, weshalb und für wen z.B. der Unterschied zwischen Körpern und Maschinen oder zwischen Materie und Information bedeutungslos geworden ist, oder wer die Definitionsmacht darüber hat, was Natur und was Artefakt oder was real und was virtuell ist?

- Wissenschaften regeln und gestalten das Verhältnis von Diskurs und Realität entsprechend dem Selbstverständnis des modernen Menschen (vgl. ebd.: S. 15).

Derzeit ändern sich – ausgelöst durch feministische Diskurse – die Konstruktionen von Geschlecht wie die Einschätzungen von Rationalität. Entsprechend ist zu fragen, wie der Einsatz instrumenteller Vernunft die menschlichen Ideen und gesellschaftlichen Institutionen verwandelt bzw. die semiotischen und materiellen Struktur- und Prozesskategorien beeinflusst hat, oder wohin sich eine feministische Politikwissenschaft entwickeln kann, deren zentrale Kategorie Geschlecht nicht in dichotomischer Struktur festgeschrieben wird? Wie müssten sich z.B. Sozialstrukturanalysen ändern, wenn Geschlecht nicht mehr als dichotom kodierte Kategorie verwendet werden kann? Zumindest muss sich jede politische Praxis ausdifferenzieren, da der zunehmende Verlust an Eindeutigkeiten massiven Einfluss auf die Vergesellschaftung von Frauen und Männern hat.

- Für die abendländische Moderne ist historisch und kulturell grundlegend eine unmarkierte Erkenntnis- und Subjektposition, die sowohl vom Körper als auch von der sozialen und natürlichen Umgebung getrennt erscheint (vgl. ebd.: S. 22f).

Betont wird zunehmend die Notwendigkeit einer moderneren kritischen Theorie, damit die Veränderungen im Verhältnis von Darstellung und Herstellung der Welt analysiert werden können: So prangert z.B. Donna Haraway (1996) die Irrationalitäten und Verzerrungen in der Rhetorik des Universalismus wie des Relativismus an und verweist auf die selbstgenügsame Ungebundenheit von Erkenntnis, die alle Grenzen transzendiert und jegliche Verantwortung ablehnt. Auch in den Politikwissenschaften ist zu überdenken, was eine Aufhebung dieser Trennungen für kritische Praxis bzw. politisches Engagement bedeuten kann. Und was folgt für die entsprechend unverortet konstruierten zentralen Konzepte der Fachdisziplin, wenn das Weibliche nicht mehr als Projektionsfläche für Beständigkeit, Begrenzung etc. nutzbar ist, nicht mehr Objekt ist, ohne Fähigkeit zur Imagination, zur Planung und Kontrolle?

Alternativ zu der bisherigen der männlichen Identitätskonzeption angemessenen Subjektposition formuliert Donna Haraway ein multiples Erkenntnissubjekt mit einer „multidimensionalen Topographie“, widersprüchlich und unabgeschlossen, unzulänglich und verletzlich, uneinheitlich und nicht voraussetzungslos. Was heißt es für die Politik, wenn eine markierte Subjektposition im Erkenntnisprozess, die auf der Praxis-

ebene mit der Anerkennung des Anderen einhergeht, die Spaltung von Wissen und Praxis aufzuheben verlangt?

Wenn ich mich nun im Ausblick der feministischen Vision „Wissenschaft war von Beginn an utopisch und visionär“ anschließe, sind aus den soeben angeschnittenen wissenschaftskritischen Thesen auch für die Praxis einer Politikwissenschaftlerin grundlegende Haltungen zusammenfassend abzuleiten:

- Wissensproduktion vollzieht sich in sozialen Strukturen, so dass jede Erkenntnis, ob in Wissenschaft oder Alltag, in Forschung oder Gestaltung, eine situierte ist;
- jedem objektiven Blick ist immer eine partielle Perspektive zu eigen und erst die Positionierung kann den Erkenntnisanspruch begründen;
- freizulegen sind Emanzipationspotenziale und unabhängige Kreativität, durch die das politische Feld verändernde Prozesse in Gang gesetzt werden können;
- konstitutiv ist die Anerkennung des Anderen.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (1999): Frauen-, Geschlechter- und Geschlechterverhältnissforschung in Naturwissenschaft, Technik und Medizin (elektronisches Dokument). <http://www.nffg.de>.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (1987): Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn.
- Duden, Barbara (1999): Genus und das Objekt der Volkskunde im Licht der neuen Körpergeschichte. In: Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Männlich – Weiblich: Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. Münster.
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M./New York. [Original erschien 1991].
- Haraway, Donna (1996): Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partiellen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hg.): a.a.O. Hamburg. S. 217-248.
- Harding, Sandra (1990): Feministische Wissenschaftstheorie: Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg. [Original 1986].
- Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu. Frankfurt a.M./New York. [Original 1991].
- Hark, Sabine (1999): Deviante Subjekte: die paradoxe Politik der Identität (2. völlig überarb. Aufl.). Opladen. [Erstauflage 1996].

- Keller, Evelyn Fox (1986): *Liebe, Macht und Erkenntnis: Männliche oder weibliche Wissenschaft?* München/Wien. [Original 1985].
- Kulke, Christine (1988): *Rationalität und sinnliche Vernunft*. Pfaffenweiler.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M.
- Merchant, Carolyn (1987): *Der Tod der Natur: Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. München. [Original 1980].
- Projekt für historische Geschlechterforschung (Hg.) (1996): *Was sind Frauen? Was sind Männer?* Frankfurt a.M.
- Ritsert, Jürgen (1996): *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*. Münster.
- Scheich, Elvira (Hg.) (1996): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg.
- Schmieder, Arnold (1984): *Identität*. In: Kerber, Harald; Schmieder, Arnold (Hg.): *Handbuch Soziologie*. Reinbek. S. 229-234.
- Sturm, Gabriele (1995): *Von der Natur zur Ökologie - oder: Wie patriarchal sind „unsere“ Umweltkonzepte?* In: *Frei-Räume: Streitschrift der feministischen Organisationen von Planerinnen und Architektinnen*, Bd. 8: *Zwischen Abgrenzung und Annäherung*, S. 160-171.
- Sturm, Gabriele (1999): *Raum und Identität als Konfliktkategorien*. In: Thabe, Sabine (Hg.): *Räume der Identität - Identität der Räume. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung*, Bd. 98. Dortmund. S. 26-37.